

Jacques Ernst (1823-1888)

Autor(en): **Ehrenfeld, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Markt in Amsterdam.

Jacques Ernst (1823–1888).

Mit drei Bildnissen.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Der Winterthurer Dichter, an den ich hier erinnern möchte, gehört zu den Kleinen und Bescheidenen und hat wohl selber nie an tiefe Wirkungen und an Nachruhm gedacht. Er wanderte zufrieden hinter den Schatten Meister Gottfrieds von Zürich und des gewaltigen Pfarrers von Vöhlslüh, heiter und harmlos mit vielen kleinen Schellen klingend, nachdem sie mit gewaltigen Glockentönen die Welt erschüttert hatten. Fröhlich und schalkhaft im Leben wie in seinen Schriften, wandelte er alles, was er von diesen Großen übernahm, ins Kleine, Bunte und Lustige. Großen tragischen Konflikten ist er immer ausgewichen, und darum ist ihm auch wohl trotz der Fülle komischer Motive, die ihm zuströmten wie keinem andern, kein Lustspiel gelungen, weil ja nur der Tragiker ein solches hervorbringen kann. Aber an sittlichem Ernst hat es dem heitern Manne nie gefehlt. Am meisten bietet er in jenen Schriften, die bestimmt sind, den kleinen Handwerker zu bessern und zu be-

lehren. Er kannte diese Menschen und ihre Einrichtungen, und ihr Wohl lag ihm am Herzen. Weil er ihre Fehler haßte, so verzerrte und übertrieb er sie; so kam er immer mehr ins Karikieren. Allerdings hatte er auch einen Hang zum Schnurrigen, der ihn fortriß. Man kann sagen: Auf dem Wege zum Parnas stolperte er über seine eigenen lustigen Einfälle. Dem Lebensernst entsprach sein künstlerischer Ernst nicht. Die Kunst war ihm Nebensache: nicht nur seinem Willen, sondern, was noch schlimmer ist, seinem Temperament. Aber während man sich über seine Nüchternheit in Dingen der Liebe, über die Verzettlung seines Talentes und über die Verzerrung nachgeahmter Erfindungen ärgert, muß man doch wieder staunen über seinen Reichtum an komischen und grotesken Situationen, über die schalkhafte und harmlose Fröhlichkeit eines guten Menschen.

Jacques Ernst soll einer im fünfzehnten Jahrhundert aus Schlesien ein-

gewanderten Familie entstammen. Die Schlesier sind zu allen Zeiten die leichtflüssigsten und beweglichsten aller Deutschen gewesen, gewandt mit der Feder und produktiv wie kaum andere. Am 7. Juli 1823 geboren, erlitt der lebenswürdige, muntere, mit Talent für Musik und Zeichnen begabte Knabe mit vierzehn Jahren eine Erkrankung des Knies, doch hat dies weder seine Laune noch seine Gesundheit zu stören vermocht. Ein kleines Tagebuch aus späteren Jahren, das vor mir liegt und mit lustigem Text und noch lustigeren Bildern eine Reise nach Schwaben schildert, zeigt ihn mit einer Krücke, die er aber in allen bedenklichen Situationen sehr gewandt zu handhaben weiß. Trotz seinen künstlerischen Neigungen wurde er vom Vater für den Kaufmannsstand bestimmt. Mehrere Jahre verbrachte er in Bevey als Angestellter des Handlungshauses Maillard. Der Umgang mit den scharfäugigen, zu harmlosem Spott neigenden Franzosen scheint seinen Sinn für die Situationskomik, aber auch für das Konventionelle gestärkt zu haben. Zu Hause begründete er ein eigenes Geschäft und zwar eine Engroshandlung in

Fensterglas und Farbwaren und heiratete, erst zweiundzwanzigjährig, eine junge Appenzellerin, Caroline Wieser von Grub. Sein Geschäft brachte einen lebhaften Verkehr mit Schreibern, Malern, Glasern und Anstreichern mit sich. Er lernte diese Leute kennen, suchte sie auf seinen Reisen auf, trat ihnen als Freund und Berater näher. Teilnehmend studierte er so die Leiden und Freuden des Handwerkerstandes; aber wenn er seinen Glasern und Schreibern auch gerne ein Jeremias Gottschalk geworden wäre, sie belustigten ihn viel zu sehr, als daß er ihnen nur ein strenger und wohlwollender Vater und Richter hätte sein können. Dabei kommen ihm Sachen von ihnen komisch vor und verfallen seinem gutmütigen Spott, die wir heute mit Achtung behandeln, so alte Volksgebräuche und der Dialekt. Doch müssen wir zu seiner Entschuldigung bemerken, daß viel Bedeutendere früher ein Vorurteil gegen die Mundart hatten. Gefährlich für das schriftstellerische Talent wurde es auch, daß Ernst sich zersplitterte und in andern Künsten dilettierte. Es macht uns ja den Menschen sympathisch, läßt ihn und seine Häuslichkeit harmonisch



Markt auf der Gemüsebrücke in Zürich.



Jacques Ernst (1823—1888) im 23. Lebensjahr.
Nach dem Gemälde von David Sulzer (1784—1868).

erscheinen, wenn wir vernehmen, daß er vorzüglich Klavier und Cello spielte, im Streichquartett mitwirkte und auch in Zürich unter der Leitung Richard Wagners im Dilettantenorchester spielte. Nebenbei versuchte er sich noch im Zeichnen und Aquarellieren; mehrere Jahre hat er als rühriger Präsident des Künstlervereins viel für die Kunstsammlung seiner Vaterstadt getan. Und wie liebenswürdig er als guter Papa seine Kunst in den Dienst der Kinder zu stellen wußte, das zeigen allerlei anmutige Kärtchen und Büchlein, die noch heute in der Familie aufbewahrt werden.

So war auch seine Dichtung nur Episode in seinem tätigen Leben. Was sie beachtenswert macht, ist seine Kenntnis des Handwerkerstandes und einzelner Berufe, die Lebendigkeit und die starke Begabung für das Romische. In rascher

Folge erschienen: Glaser Süßtrunk, eine Dorfgeschichte, Winterthur, Verlag von Gustav Lüske, 1860; Schreiner Joseph Kraft, ein Bild aus dem schweizerischen Handwerksleben, Winterthur, Steinersche Buchhandlung, 1861; Dorfmag-naten, Idylle aus dem zürcherischen Volksleben mit Initialbildern nach Zeichnungen von August Corrodi, Frauenfeld, J. Huber, 1865; Vier Novellen, zwei Teile in einem Band, Frauenfeld, J. Huber, 1866.

Später nahm ihn das aufblühende Geschäft ganz in Anspruch. Seine erste Ehe hatte neun Jahre gedauert. Im Herbst 1854 verheiratete er sich zum zweiten Mal, mit Sophie Kronauer, einer Pfarrerstochter von Winterthur; 1887 trat der Vierundsechzigjährige vom Geschäft zurück, im Jahre darauf wurde er an seinem Geburtstage zu Grab getragen.

Der ganze Jacques Ernst tritt uns gleich in seiner ersten Arbeit „Glaser Süßtrunk“ entgegen. Keinen Augenblick bleiben wir darüber im Zweifel, daß dieser Roman die löbliche Absicht hat, das Volk zu bessern. Er gehört in die Bibliothek jedes Abstinentenvereins. Glaser Süßtrunk ist ein Trinker. Er spielt in der Lotterie. Er vernachlässigt sein Geschäft und mißhandelt seine Lehrbuben. Er verleumdet den ehrenhaften Präsidenten seiner Gemeinde in der Zeitung und führt einen faulen Prozeß gegen ihn. Er bricht seiner Frau die Treue. Und damit auch gar keine Blume in diesem Strauß schöner Eigenschaften fehle, verschwendet er auf dem Schützenfeste eine Menge Geld. Zum Schluß will er nach Amerika durchgehen. Und doch versteht es Ernst, uns seinen Helden nicht ganz verabscheuenswert zu machen. Er ist ein tüchtiger Arbeiter, er hat Stolz, Streben und Ehrgeiz, dazu ist er ein

strammer, bildschöner Mann. Alle seine Fehler gehen — und dies ist gut beobachtet und gezeichnet — aus seiner Eitelkeit hervor. Zum Schluß versöhnt er uns völlig mit seinem Helden. Eine schwere Krankheit wirkt wie ein reinigendes Bad auf den Sünder; er meint sterben zu müssen, versöhnt sich mit allen, denen er Uebles angetan hat. So naiv dieser Schluß auch ist, er beweist doch die Herzensgüte des Menschen Ernst, der auch in seinem Tendenzroman den Sünder lieber reinigt und rettet, als daß er ihn zum warnenden Exempel elend zugrunde gehen läßt. Die dilettantische Technik aber übersehen wir; denn der Grundriß der Erzählung ist ganz überwuchert von gut beobachteten Nebenfiguren und drolligen Situationen. Mancher Possendichter oder Humorist würde mit wenigen dieser Personen auskommen. Da ist der Rappilpfarrer, der, juristisch veranlagt, sich nach und nach zum Winkeladvokaten und Wucherer entwickelt, seine Pfarre verliert und als Säufer endet, da begegnen wir dem eifersüchtigen, ängstlichen und diebischen Schneider Schleim und beobachten mit dem Dichter den vorsichtigen Wirt, der sich den Meinungen seiner Gäste so geschickt anschmiegt und seine Ansichten nach Bedarf wechselt, oder wir sehen den Trinker, der vor Händezittern sein Glas nicht halten kann und nicht weiß, wie es zum Mund führen, ohne etwas zu verschütten. Aber das fein Beobachtete kreuzt sich dann wieder mit dem Konstruierten: manche Personen sind nur als Kontrastfiguren ausgeflügelt, und neben Reden, die so natürlich klingen, daß man meint, der Verfasser habe sie stenographiert, erkennen wir die konventionelle Art der Possendichter, ihre Personen durch einen komischen Ausdruck, durch die lächerliche



Caroline Ernst geb. Wieser.

Nach dem Gemälde von David Sulzer (1784—1868).

Aussprache eines Wortes zu markieren. Mit gemischten Gefühlen müssen wir die Einflüsse Gottfried Kellers auf Ernst verzeichnen. Er hat allerlei von ihm übernommen; aber jene Tragikomödie der drei gerechten Kammacher, in der sich Kellers Haß gegen Unrecht, Selbstgerechtigkeit und Kleinlichkeit Luft macht, wird zu einer derben Prügelzene zwischen drei diebischen Gesellen, an der er eine ebenso harmlose Freude hat wie an allerlei Unfällen. So erzählt er auch mit Behagen, wie Süßtrunk als Wachtmeister einnickt, also zu einem Schlafmeister wird, da er den Ausmarsch verschläft, und schimpflich degradiert wird. Erinnerung man sich hierbei ein wenig an den unglücklichen Häuserspekulanten in Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“, so tritt die parodistische Nachahmung dieser Meisternovelle an andern Stellen noch mehr zutage.

Süßtrunk bildet mit seinen Saufbrüdern eine kleine Gesellschaft, die sich zum Schützenfest eine Fahne malen läßt, mit der sich allerlei Unflätiges begibt. Er schreitet mit seiner roten Nase als Fähnrich voraus; das Folgende ist eine bittere Satire auf alle Schützenfeste. Die Rede des Glasers besteht aus zusammenhanglosen und wohlbekannten Phrasen; ähnlich antwortet ein Herr aus dem Komitee. Darauf wird Geld verschossen, Schießmarken werden gestohlen, mit großem Aufwand erschießen die Kumpane ein Becherlein, das auf dem Heimwege erbärmlich zerquetscht wird... Sicher wollte Ernst auch hier bessern und warnen; dennoch können wir ihm die Geschmacklosigkeit, mit der er sich an Kellers Werk vergreift, nicht verzeihen.

Auch das Bild aus dem schweizerischen Handwerkerleben „Schreiner Joseph Kraft“, das ein Jahr darauf erschien, will nutzbringend wirken. Ernst möchte zeigen, wohin ein Meister kommt, der durch Preisdrückerei die Konkurrenz vernichten will. Kraft verdient nichts, gerät in Schulden, muß Akkordarbeiten übernehmen, weil sie bar bezahlt werden, pfuscht auch noch dem Maler und Glaser ins Handwerk und steht endlich vor dem Konkurse, trotzdem er immer fleißig war und ein tüchtiger Arbeiter ist. Er wird vor dem Untergang nur gerettet, indem ihm die Stelle eines Modellschreiners in einer Fabrik angeboten wird. Das Buchlein ist mit großem Sachverständnis geschrieben, ist brav und ernst und könnte dem Volke auch heute noch gute Dienste tun. Beim Volke würde es ihm natürlich auch nichts schaden, daß es wieder recht groteske Szenen enthält, besonders jenen tragikomischen Unfall, der Krafts Unglück vollendet: er hat die Kirchenbänke schlecht gestrichen, sie sind nicht gehörig getrocknet, und nun bleibt das ganze Dorf an den Sitzen kleben! Als die Männer und Frauen sich mit Mühe losgerissen haben, geht auf dem Kirchenplatz ein Drehen und Wenden, ein Körperverrenken und Jammern los, wie es eben nur Ernst schildern kann. Neben manchem Schwanke machen wir aber auch bitter ernste Szenen aus dem Leben des kleinen Mannes mit. Der Dialog ist auffallend ungleich: stellen-

weise würde er jedem Lustspiel zur Ehre gereichen, manchmal erinnert er aber an die berühmten Sprachbücher von Ollendorff. Die Auffassung der Liebe ist unsäglich nüchtern in dieser Novelle wie im Glaser Süßtrunk. Kraft läßt eine Darmstädter Liebste sitzen, weil ihm die Heirat mit einer Magd aus Seebach, wo er sich niedergelassen hat, vorteilhafter erscheint. Ernst liebt das Volk; aber er liebt es mit Hochmut. Ihm gerät nicht die schlichte und tiefe Tragik, mit der große Dichter die unglückliche Liebe beim Volke behandeln; aber seine etwas banale Auffassung ist ehrlicher und natürlicher als die der Halbgroßen, denen alles zur Pose mißrät.

Allerdings, wer weiß, was aus Ernst noch geworden wäre, wenn er unter die Berufsschriftsteller gegangen wäre und sich vom Dilettanten zum Routinier entwickelt hätte! Die Idylle „Dorfmagernaten“, bei Huber in Frauenfeld erschienen, ist schon recht geschickt gearbeitet und zeigt eine gewisse Glätte. So fehlt auch die konventionelle Liebesgeschichte nicht — allerdings ist es eine Pfarrerstochter, die den Kampfpreis bildet. Der Konflikt ist später von andern gern verwendet worden. In einem stillen Dörflein wird ein Gesundbrunnen entdeckt, aus der friedlichen Ortschaft soll ein Kurplatz werden. Zwei Parteien bilden sich: die eine erhofft einen mächtigen Aufschwung, die andere fürchtet, daß alle Laster der Kultur über die friedliche Ortschaft hereinbrechen würden. Der junge Gelehrte, der die Quelle entdeckt hat, und der Sohn des konservativen Gemeindepräsidenten werben um die Pfarrerstochter — natürlich fällt sie dem Vertreter der modernen Wissenschaft zu. Der Schalk sieht aber Ernst viel zu fest im Nacken, als daß er das possenhafte Element verbannen könnte. Er läßt Personen und Fremdwörter verwechseln, ein Professor wird durch einen Stier überfallen, oder — und hier erhebt er sich zum künstlerisch Grotesken — der Gemeindegemeinderat rettet den Schädel und die Knochen seines Vaters, kocht sie sauber aus und verwendet sie als Schreibtischdekoration, als Perückenstock, Briefbeschwerer und Formularhalter. Der Konflikt der Novelle erleichtert eine kontra-

stierende Charakteristik, bei welcher Ernst beide Parteien mit dunkeln Ehrenmännern zu dekorieren weiß. Am schlechtesten kommen die Wirte weg. Mit ihnen muß Ernst wirklich böse Erfahrungen gemacht haben. Sehr geschickt weiß er dörfliche Umtriebe zu schildern und die Massen zu lenken.

In seinen vier Novellen, die 1866 bei Huber in Frauenfeld erschienen, entfernt sich Ernst noch weiter von seinem eigentlichen Gebiet

und gerät in das Fahrwasser der Romantik. Am glücklichsten ist

er, wenn er Kinder schildert, die er ja so lieb hat, wenn er, der begeisterte Musikfreund, die edle Kunst eine

Rolle spielen lassen kann oder wenn er mit seinen gediegenen Kenntnissen des Lebens und der Umwelt einen Handwerksburschen zeichnet.

Wirklich poetisch ist der Eingang der ersten Novelle „Auf

der Wanderschaft“: Ein Handwerksbursche nimmt Abschied von seinem Zimmer. Die stimmungsvolle Zeichnung des Interieurs ist prächtig gelungen. Ebenso eine andere Stelle: Zwei Malergesellen liegen im Gras und beraten darüber, mit welchen Farben der glühende Abendhimmel wiedergegeben wäre. Auch einen frommen Vorwand, der seinem Müdel sein Vermögen in verrufenem Gelde auszahlt, ihm aber noch ein Bündel Traktätchen mit auf den Weg gibt, hat er wohl nach dem Leben gezeichnet. Wo er aber romantischen Vorbildern folgen will, und das versucht er

ganz besonders in der vierten Novelle „Cäcilie“, mutet uns der sonst so vernünftige und heiter-klare Mann gar sonderbar an. Geheimnisvolle musikalische Klagetöne, die vor Unglück warnen, schwere Ahnungen, welche die Zukunft vordeuten, rätselhaft vornehme Abstammung der Geliebten usw. und allerlei anderer Zauber kleiden ihn ungefähr wie einen guten alten Onkel das Kostüm

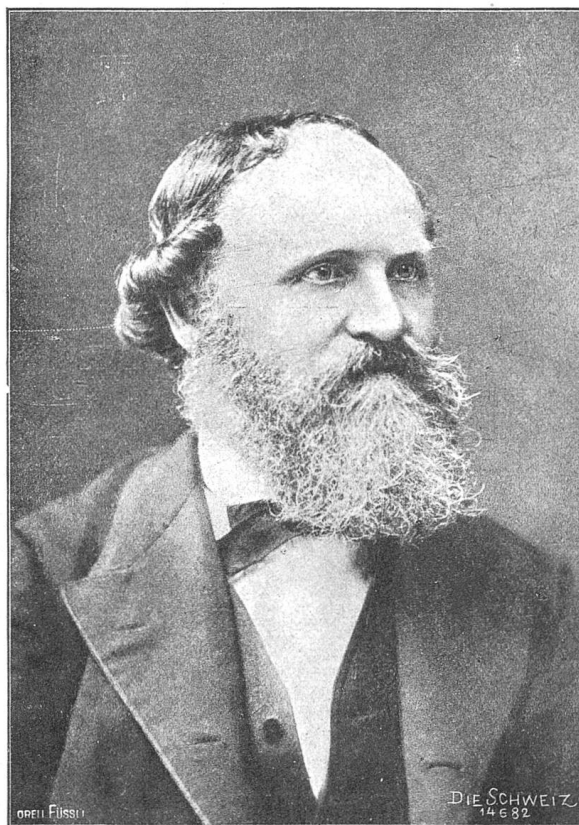
eines Magiers.

Das mag er auch selber gefühlt haben und hat vielleicht darum seinen letzten Roman nicht vollendet.

Wenn's nicht zu tief gehen soll, hat Ernst ein ungewöhnliches Talent, seine Leute aus ihrer Schreiner-, Glaser-, Commis voyageur-, Pfarrer-, Jungfern-, Säuer- und Weiberseele

heraus reden zu lassen. Für alle lustigen Situationen hat er einen schnellen und scharfen Blick. Wie einer dem andern einen Hund an-

heht, der Meister seinen Lehrbuben prügelt, bei einer Prügelei der Kopf eines armen Teufels im Bauch einer Baßgeige verschwindet, die seinem Gegner als Waffe gedient hat, weiß er meisterlich festzuhalten. Gern begräbt er einen Bösewicht zum Schluß einer Geschichte und wählt eine passende Todesart. So z. B. am Schluß des „Schreiner Kraft“, der als letzte Arbeit in Seebach noch einen Sarg für seinen liederlichen Bekannten, den Schuster Gebhard, anfertigt. „Dieser ging eines Abends spät, die Pfeife im Munde, betrunken heim, stolperte, fiel



Jacques Ernst (1823—1898) im 55. Lebensjahr.

auf das Gesicht und stieß sich dabei das Pfeifenrohr in den Hals hinunter; am Morgen wurde er tot gefunden.“ Oder er läßt einen schlechten Kerl Schinder werden — weil er immer Freude an den Tieren gehabt hat.

Rudolf Lothar, der feine Kenner der modernen Bühne, hat neulich in der Neuen Zürcher Zeitung sehr hübsch auseinandergesetzt, wie gut es einem Lustspiel tut, wenn zwei daran arbeiten. Fast möchte man wünschen, es erstände Jacques Ernst Jahrzehnte nach seinem Tode noch ein posthumer Mitarbeiter. In die Firma würde Ernst die Kenntnis des Volkes und des Handwerks, einen großen Reichtum an komischen Motiven und Situationen und eine prächtige Beherrschung des Dialogs mitbringe. Schwätzen, schimpfen, fluchen und prahlen kann er seine Leute lassen nach Herzenslust. Freilich müßte der andere eine große Dosis guten

Geschmack und Beherrschung der Technik beisteuern. Von beiden besaß Ernst nicht viel. Dann könnte, woran es ja wohl fehlt, manch guter schweizerischer Schwank in schriftdeutscher Sprache entstehen, der auch von Berufsschauspielern aufgeführt werden könnte. Ein echtes großes Lustspiel allerdings hätte weder Ernst allein schreiben können, noch könnte es der gewandteste Techniker aus seinen Schriften herausmosten. Denn der liebenswürdige Mensch und talentierte Dilettant sah die Tragik nicht, die darin liegt, daß die Menschen in ihren Schwächen und Eigentümlichkeiten gefangen sind*).

Dr. Alex. Ehrenfeld, Olten.

*) Jacques Ernsts Veranlassung für das Lustspiel wurde schon von Robert Weber in seiner „poet. National-literatur der deutschen Schweiz“ III 552 f. hervorgehoben. Ausführlicher habe ich im Feuilleton der „N. Zürcher-Ztg.“ v. 27. Juni bis 1. Juli 1902 über Ernst geschrieben, dort aber die Schwere und den Einfluß seines körperlichen Gebrechens übertrieben. Das Material (sowie die Bilder) verdanke ich seiner Tochter, Frau Rektor Behnder-Ernst in Olten.



Orientalische Gepräge der Kaiser Valerian I., Macrian und Quietus.

Ein Basler Münzenammler der Neuzeit.

Mit zwölf Münzbildern.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert haben sich in Basel zahlreiche Männer der Pflege der numismatischen Wissenschaft, besonders dem Sammeln von Münzen gewidmet. Die Reihe beginnt mit Johann von Lauffen, zählt einen Erasmus, Bonifaz und Basilius Amerbach, Remigius und Sebastian Fäsch, August Johann Buxtorf, Emanuel Büchel, Nikolaus Harscher, einen Paravicini, einen Schorndorf, J. J. d'Annone, Burdhardt-Wildt und führt mit Leonhardt Thurneisen, den beiden Schmid, Emanuel Stidelberger, Hieronymus Falkenysen bis auf Ewig und Meyer-Kraus, Sattler, Merian-Zäslin und Wilhelm Bachofen. Neben die noch lebenden

Sammler Geigy und Brüderlin trat, in weitem Kreise als Numismatiker nicht bekannt, der Arzt J. J. Alfred Bischoff.

Von Hause aus verfügte Bischoff über die für die Erforschung der Münzen nötige allgemeine Bildung; dazu kam das scharfe Auge seiner naturhistorischen Studien, die er als Schüler Zschokkes gemacht. Bei unzähligen Reisen und Ausflügen bewährte sich sein forschender Blick auch auf archäologischem Gebiete. Als Arzt kannte er alle, auch die alten und armen Quartiere seiner Vaterstadt; die Denkmalpflege fand in ihm einen tätigen Mitarbeiter.

So kam es, daß er auf einer Heil- tumsfahrt im Wallis zum ersten Mal